

Der letzte Zug nach Bad Gleichenberg

Über die Melancholie des Bahnfahrens während des strengen Corona-Lockdowns im
November 2020

The last train to Bad Gleichenberg

On the melancholy of train travel during the severe Corona lockdown in November
2020

Bernd Rieken¹

¹ Sigmund Freud PrivatUniversität

Kurzzusammenfassung

Der erste Teil des vorliegenden Beitrags ist ein feuilletonistischer Bericht über eine Bahnfahrt von Baden bei Wien über Feldbach nach Bad Gleichenberg (Südoststeiermark) während des strengen Corona-Lockdowns im November 2020. Im Anschluss daran wird der Roman „Abseits, auf den Gleisen“ des österreichischen Dichters Franz Weinzettl betrachtet, in dessen Mittelpunkt die Lokalbahn von Feldbach nach Bad Gleichenberg steht. Daran anknüpfend werden im dritten Teil aus philosophischer und psychodynamischer Sicht Erlebnis-Qualitäten des „Erhabenen“ thematisiert, die im Corona-Lockdown eine essentielle und existentielle Problematik zum Vorschein kommen lassen und mit dem vielschichtigen Phänomen der Melancholie zu tun haben.

Abstract

The first part of this article is a feuilletonistic report on a train journey from Baden near Vienna via Feldbach to Bad Gleichenberg (south-eastern Styria) during the severe Corona Lockdown in November 2020. Subsequently, the novel "Abseits, auf den Gleisen" (Offside, on the tracks) by the Austrian poet Franz Weinzettl is considered, which focuses on the local railway from Feldbach to Bad Gleichenberg. Following on from this, the third part deals with the experiential qualities of the "sublime" from a philosophical and psychodynamic point of view, which allow an essential and existential problem to emerge in the corona lockdown, and have to do with the multi-layered phenomenon of the melancholia.

Schlüsselwörter

Lokalbahn Feldbach–Bad Gleichenberg, Corona Lockdown, Feuilleton, Franz Weinzettl: „Abseits, auf den Gleisen“, das Erhabene, Konflikt, Melancholie.

keywords

Local railway Feldbach–Bad Gleichenberg, Corona lockdown, Feuilleton, Franz Weinzettl: "Abseits, auf den Gleisen" ("Offside, on the tracks"), the "sublime", conflict, melancholia.

Vorbemerkung

Der erste Teil des vorliegenden Beitrags versteht sich eher als Feuilleton denn als wissenschaftliche Abhandlung, auch wenn Literaturnachweise vorhanden sind. „Feuilleton“ ist eine Diminutivform zu frz. *feuille* „Blatt“ und meint als literarische Form zum einen den Kulturteil einer Zeitung (s. Drews, 2007, S. 582) und zum anderen – wie es hier verstanden wird – eine kleine Prosaform, für die „eine subjektive, persönliche Form in Darstellung, Sprache und Meinung“ (Püschel, 2007, S. 585) charakteristisch ist. „Dabei soll im Anekdotischen und scheinbar Belanglosen des Alltags [...] Wesentliches und Allgemeingültiges sichtbar gemacht werden“ (ebd.), das indes mit einer gewissen Leichtigkeit und Beiläufigkeit, wodurch eine Nähe zum Impressionismus vorhanden ist (s. Hecken, 2017, S. 289). – Die *Stimmung*, die dadurch hervorgerufen werden soll, dient jedoch nicht dem Selbstzweck, sondern soll das anschaulich machen, worum es im zweiten und dritten Teil des Aufsatzes geht.

1 *Eine Bahnfahrt von Baden bei Wien nach Bad Gleichenberg*

Als ich erfuhr, dass die Lokalbahn von Feldbach nach Bad Gleichenberg zum Jahresende 2020 im täglichen Regelverkehr eingestellt und nur noch am Wochenende als Museumsbahn weiter betrieben werde, fasste ich den Entschluss, ihr möglichst bald einen Besuch abzustatten, um sie noch in Aktion zu erleben. Außenstehende mag das überraschen, aber ich gehöre zur Spezies der Eisenbahnfreunde und Modelleisenbahner, und diese drängt es, stilllegungsgefährdete Strecken noch einmal zu befahren. Das Ansinnen warf allerdings zunächst ein Problem auf, denn Bad Gleichenberg liegt in der Südost-Steiermark, was von meinem Wohnort Baden bei Wien aus betrachtet nicht gerade „ums Eck“ ist, und es herrschte während des zweiten Lockdowns im November 2020 ein ganztägiges, strenges Ausgehverbot. Nun gab es aber Ausnahmen, lebensnotwendige Einkäufe, Arztbesuche, Fahrten zur Arbeit und Ertüchtigung im Freien waren erlaubt. Letzteres wäre vielleicht in Frage gekommen, nur waren damit Tätigkeiten in unmittelbarer Nähe der eigenen Wohnung gemeint. Und so bedeutete meine Frau mir, dass dazu sicher nicht fünfstündige Bahnfahrten zählten und sie dieses Wagnis daher nicht eingehen wolle. Ich entgegnete mit einem alten Witz:

Was ist der Unterschied zwischen den USA, der Sowjetunion und Österreich? – In den USA ist alles erlaubt, was nicht ausdrücklich verboten ist, in der Sowjetunion ist alles verboten, was nicht ausdrücklich erlaubt ist, und in Österreich ist alles erlaubt, was verboten ist.

Meine Frau lächelte müde und war keineswegs überzeugt: „I hob ka Lust, mi von an Kieberer [= Polizisten] deppert anreden zu lassen!“ Da hatte sie natürlich recht, denn während des zweiten Lockdowns im November 2020 war es – im Gegensatz zu den noch folgenden Lockdowns – nicht gestattet, durch die halbe Alpenrepublik reisen zu dürfen, um dank der innigen Beziehung zwischen Seilbahnwirtschaft und ÖVP an den Skiliften wie weiland James Bond den „Hauch des Todes“ zu spüren, wie es bereits

von Ischgl bekannt war. Bekanntermaßen bezeichnete zum Beispiel der Tiroler ÖVP-Abgeordnete und Seilbahn-Lobbyist Franz Hörl im Februar 2021 die Hinweise der Bundesregierung auf das Gefährdungspotential der Delta-Variante – der alsbald eine Reisewarnung für Tirol folgen sollte – als „Rülpser aus Wien“ (Die Welt, 2021; Glösel, 2021).

„Gut“, erwiderte ich, „dann machen wir etwas anderes. Ich trage den Ausflug einfach als Forschungsprojekt auf meiner Webseite an der Uni ein – und fertig aus. Dann sind wir beruflich unterwegs“. Gesagt, getan, ich druckte mir daraufhin als Beleg die entsprechende Webseite aus, und so finden wir uns an einem trübkalten Novembormorgen am Badener Bahnhof ein. Wir fahren zunächst bis Wiener Neustadt, wo wir in den Zug nach Graz umsteigen – jedoch nicht in den Railjet via Semmering, der für die Fahrt zwei Stunden benötigt, sondern in den Regionalexpress über Aspang, der geschlagene vier Stunden braucht, um die steirische Landeshauptstadt zu erreichen. Dafür bewegt man sich nicht nur auf landschaftlich reizvollen, sondern auch auf historisch höchst interessanten Schienensträngen, zumindest bis zum Bahnhof von Mönichkirchen, wo das Wechselmassiv in einem Tunnel, dem Hartberg-Tunnel, durchquert wird.

Die Strecke hat übrigens einen Namen, bei Mönichkirchen heißt sie „Wechselbahn“ (vgl. Trimmel, 2010) und zwischen Wiener Neustadt und Aspang „Äußere Aspangbahn“ (vgl. Museums- & Bildungsverein Pitten, 2006). Sie ist die Fortsetzung der „Inneren Aspangbahn“, die heute am Hauptbahnhof in Wien ihren Ausgang nimmt und über Laxenburg, Traiskirchen (Aspangbahn) und Teesdorf nach Wiener Neustadt führt (vgl. Kletter, 2006). Bis 1971 begann sie am heute längst aufgelassenen und 1977 abgebrochenen Aspangbahnhof im dritten Wiener Gemeindebezirk (vgl. Bundesdenkmalamt, 2003, S. 99), der eng mit der Schreckensherrschaft des Nationalsozialismus verknüpft ist. Von dort aus erfolgten nämlich wegen der geringen Anzahl an Reisenden und der relativ abgeschiedenen Lage in einem unübersichtlichen Industriegebiet während der NS-Zeit so genannte Judentransporte in die Konzentrationslager (vgl. Kletter, 2006, S. 77–88).

Abgesehen von diesem dunklen Kapitel ist die Bahn auch deswegen unter Historikern bekannt, weil sie als Teil eines europäischen Eisenbahnprojektes gedacht war, nämlich eines Schienenstrangs, der von Wien über Bosnien nach Saloniki führen sollte, wovon ehemalige Kilometersteine mit den Initialen WSB zeugen, die für „Wien-Saloniki-Bahn“ stehen (ebd., S. 27ff.). 1873 war dieser Plan entstanden, scheiterte aber, wie so viele Bahnprojekte, am Einspruch Ungarns und darüber hinaus an der privaten „Kaiserlich-königlich Privilegierten Südbahn-Gesellschaft“, die eine bedrohliche Konkurrenz für ihre nach Triest führende Strecke witterte. So endete die „Wien-Saloniki-Bahn“ für lange Zeit in Aspang, einer beschaulichen Marktgemeinde in der Buckligen Welt – und nicht in einer fernen Großstadt am Rande des Ägäischen Meers.

In Aspang, das 1881 von Norden aus ans Schienennetz angebunden wurde, war also zunächst einmal Schluss, und das für knapp drei Jahrzehnte, denn die Fortsetzung durch den Wechsel wurde erst 1910 eröffnet. Diese stand in Zusammenhang mit dem Bau „Neuer Alpenbahnen“ (vgl. K.K.

Eisenbahnministerium in Wien, 1910; Lischka, 2017), mit deren Hilfe der Staat am Vorabend des Ersten Weltkrieges versuchte, das Monopol der privaten Südbahngesellschaft nach Triest zu beseitigen und dorthin alternative Schienenwege aus dem Deutschen Reich und aus Österreich-Ungarn zu ermöglichen, die sich in staatlicher Hand befanden. Dazu zählen neben der Wechselbahn die Tauern-, Pyhrn- sowie die Karawankenbahn nebst ihrer Fortsetzung, der Wocheinerbahn Jesenice–Triest.

Die nächste Station hinter Aspang trägt den sinnigen Namen Ausschlag-Zöbern, der so gar nicht zum Gebäude passt, weil sein Äußeres nicht durch eine flächendeckende Rötung verunstaltet ist, wie der erste Teil des Namens nahelegen könnte, sondern ganz im Gegenteil durch eine späthistoristische Formsprache besticht, zudem mit Anklängen an den Heimatstil (Abb. 1) – eine Architektur-Richtung der Jahrhundertwende mit ländlichen und regionalen Charakteristika (vgl. Termini, 2001), wie wir sie von den Semmering-Villen her kennen. Hinterm Bahnhof erhebt sich ein weiteres Schmankerl, nämlich ein Hotel, ebenfalls aus der Gründerzeit, das aber als solches längst nicht mehr in Verwendung steht; es wird heute als Sonderkrankenhaus für den Rauschmittel-Entzug genutzt, was vielleicht den völlig unpassenden Holzzaun nebst unschöner Betonwand an der Seite erklärt (Abb. 2).



Abb. 1: Bahnhof Ausschlag-Zöbern (Foto: Bernd Rieken, 09.01.2021).



Abb. 2: Ehemaliges Hotel, heute ein Spital, hinter dem Bahnhof Ausschlag-Zöbern
(Foto: Bernd Rieken, 09.01.2021).

Berauscht waren auch jene, welche die nächstfolgende Station, den Bahnhof Mönichkirchen (Abb. 3), im April 1941 in Beschlag nahmen, denn dort regierte zu jener Zeit der „Frühlingssturm“, womit nicht die gleichnamige Schrift des jungen Thomas Mann gemeint ist (Mann, 1990), sondern der Deckname für das Führerhauptquartier während des Balkanfeldzuges (vgl. ARGE Zeitsprünge, 2013).

Ähnlich wie in Ausschlag-Zöbern befindet sich in unmittelbarer Nähe des Bahnhofs ein Hotel aus der Zeit der Jahrhundertwende (Abb. 4). Es zeigt, ebenso wie der Bahnhof Ausschlag-Zöbern, Anklänge an den Heimatstil und strahlt immer noch den Sommerfrische-Charme vergangener Zeiten aus, wenn auch reichlich ergraut und mit abblätternder Fassade (vgl. Rehberger, 2018).



Abb. 3: Bahnhof Mönichkirchen, im Hintergrund das Hotel (Foto: Bernd Rieken, 09.01.2021).



Abb. 4: Hotel am Bahnhof in Mönichkirchen (Foto: Bernd Rieken, 09.01.2021).

Ob Adolf Hitler am 20. April 1941 im Hotel oder lieber in seinem Zug den 52. Geburtstag gefeiert hat, weiß man nicht so genau, er soll sich laut Berichten in dem Gebäude nur die Wochenschauen angesehen haben (ebd., S. 37–48). Zumindest existieren Fotos von ihm, als er das Hotel verlässt. Wie dem auch sei, es ist längst geschlossen und steht leer. Wahrscheinlich ist die Örtlichkeit zu abgelegen: Die Züge halten dort seit geraumer Zeit nicht mehr, und der Bahnhof inmitten der Waldeseinsamkeit ist von der Marktgemeinde Mönichkirchen viel zu weit, nämlich fünf Kilometer, entfernt, zumal man, um ihn zu erreichen, 300 Höhenmeter stramm bergauf gehen muss. Da ist es besser, gleich im Ort sein Quartier aufzuschlagen.

Nachdem der zweieinhalb Kilometer lange Hartberg-Tunnel durchquert ist, ist die „Grüne Mark“ erreicht. Unser Zug, der gegen 9 Uhr mit einem halben Dutzend Fahrgästen Wiener Neustadt verlassen hat, ist mittlerweile ganz leer und bleibt es auch bis Fehring. Nicht einmal in Fürstenfeld steigt jemand ein oder aus, vielleicht fehlt ja den Einheimischen die „Marie“, ähnlich wie dem Sänger von STS „des bissl Göid für die Fahrt nach Fürstenfeld“.¹

Und dann ist es endlich soweit, um die Mittagszeit ist Feldbach erreicht, wo die Lokalbahn nach Bad Gleichenberg ihren Ausgang nimmt. Dort steht in stolzer Pracht und in den Landesfarben der Steiermark weiß-grün (mit roter Grundfarbe) ein kurzer Triebwagen-Veteran aus den Anfangsjahren der Bahn von 1931 (Abb. 5 [in Bad Gleichenberg]).



Abb. 5: Der Triebwagen T2 von 1931 in Bad Gleichenberg (Foto: Bernd Rieken, 26.11.2020).

¹ <https://www.songtexte.com/songtext/sts/furstenfeld-3bdcf85c.html> (23.02.2022).

Ihre Ursprünge reichen allerdings viel weiter zurück, nämlich ins Jahr 1886, als erste Projekte einer Eisenbahnverbindung von Feldbach nach Bad Radkersburg über Bad Gleichenberg die Runde machten (vgl. Abb. 6), doch dauerte es schlussendlich bis 1931, bis sie tatsächlich eröffnet wurde. Für die Verzögerung sorgten neben dem Ersten Weltkrieg mit seinen Folgen Uneinigkeiten über die Trassenführung und schwierige Geländebedingungen im oststeirischen Hügelland (vgl. Aichhorn-Kreuzberger, 2018, S. 32f.; Lorber 2021, S. 7). Die Bahn wird daher elektrisch betrieben – an sich unüblich für eine Nebenbahn, aber sinnvoll bei starken Steigungen –, und das mit Gleichstrom im Gegensatz zum ansonsten in Deutschland, Österreich und der Schweiz üblichen Einphasenwechselstrom mit 16 2/3 Hertz. Daher gab die Fachzeitschrift „Modelleisenbahner“ einem Artikel von mir über diese Bahnfahrt die originelle Überschrift „Mit Gleichstrom nach Bad Gleichenberg“ (Rieken, 2021b).

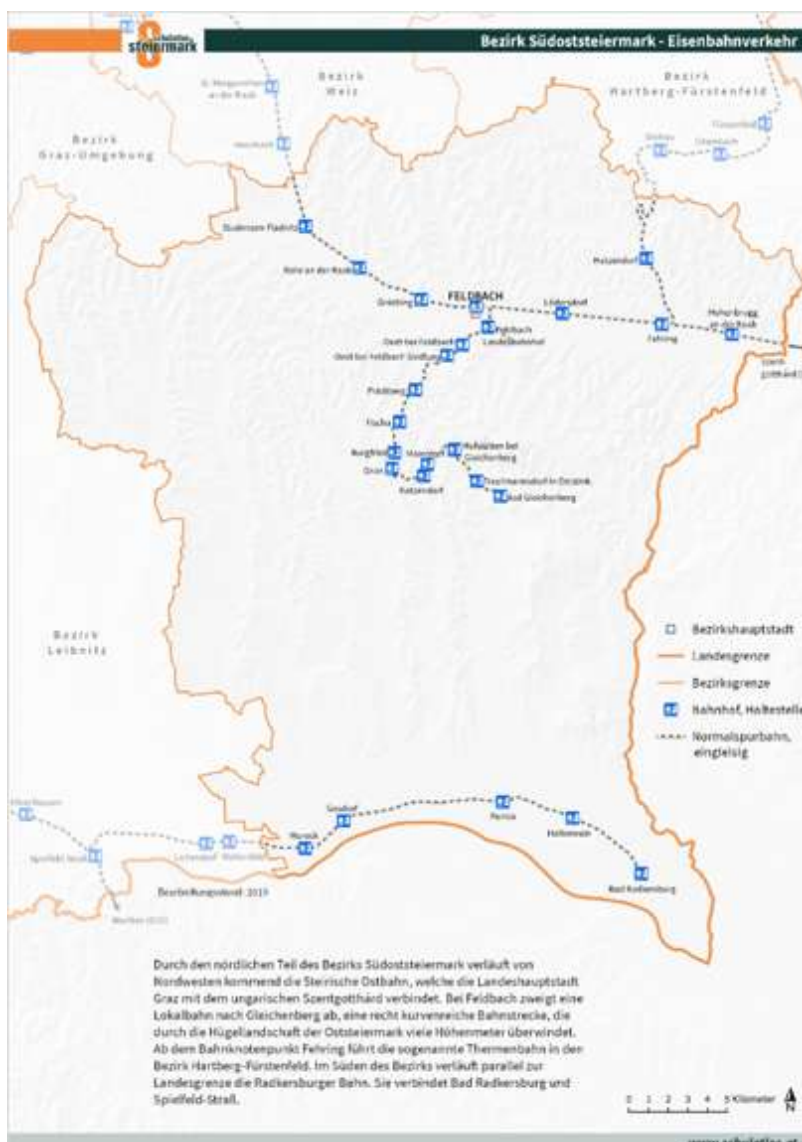


Abb. 6: Bezirk Südoststeiermark – Eisenbahnverkehr (Forum SCHULATLAS, 2021).

Der Zug ist kaum besetzt, außer uns ist nämlich neben einer einzigen „richtigen“ Reisenden mit Koffer nur ein weiterer Eisenbahnfreund unterwegs, der dann am Endpunkt sogleich wieder zurückfährt. Die Fahrt geht gemächlich dahin, und der Zug schlängelt sich wegen der engen Radien von 150 m und Steigungen bis knapp über 40 Promille – was für Eisenbahnen sehr viel ist – mit maximal 40 km/h durchs oststeirische Hügelland, sodass er für die 21 Kilometer laut Fahrplan 39 Minuten benötigt – während es auf der Bundesstraße 66 12 km sind, auf denen der Bus 23 Minuten unterwegs ist und ein Auto laut dem Routenplaner „Via Michelin“ 13 Minuten. „Die etwas umständlich anmutende Trassierung der Gleichenbergerbahn“ (Aichhorn-Kreuzberger, 2018, S. 56) ist zum einen den schwierigen Geländeverhältnissen im „Wechselspiel aus langgezogenen Rücken oder – häufig asymmetrischen – Hügelketten mit weiten Sohlentälern“ geschuldet (ebd.) und zum anderen den Wünschen einiger Anlieger-Gemeinden, einen Bahnanschluss zu erhalten, obwohl sie abseits einer direkten Verbindung liegen. Das gilt primär für die Marktgemeinde Gnas (s. Abb. 6), die in der Person des von dort stammenden Abgeordneten zum Nationalrat Hans Roth (CS, später ÖVP) einen vehementen Fürsprecher gehabt haben soll (Lorber, 2021, S. 7). Jedenfalls heißt es in der „Landeschronik Steiermark“ über das Jahr 1931, das Eröffnungsjahr der Bahn, lapidar: „Die Gleichenberger Bahn, wegen des Umweges über Gnas kritisiert, wird in Betrieb genommen“ (Zitzenbacher, 1988, S. 322).

Doch irgendwann, nach genau viereinhalb Stunden Fahrzeit ab Baden – und von dort 150 Kilometer entfernt –, ist der Endpunkt Bad Gleichenberg erreicht. Der Kurort ist wie aus der Zeit gefallen. Das kennen wir in gewisser Weise auch von Baden, aber Bad Gleichenberg toppt sein niederösterreichisches Pendant auf jeden Fall. Als wir bei nasskaltem Novemberwetter durch den 20 Hektar großen, aber gottverlassenen Kurpark gehen und ich ein Foto von einer riesigen, dem Verfall preisgegebenen Biedermeier-Villa machen möchte, erhebt sich mit einem Mal eine junge Frau aus dem Vorgarten, die vorher wegen eines blickdichten Zaunes gar nicht zu sehen gewesen ist und mir verzweifelt entgegenruft: „Ich lass mich nicht fotografieren!“ Völlig überrascht, weil es außerhalb meiner Vorstellungskraft liegt, dass das Haus bewohnt ist, erwidere ich in gefasstem Ton: „Auf Sie hatte ich es eh nicht abgesehen, Sie wären gar nicht drauf gewesen“ – und wir gehen weiter. Sie ruft uns, immer noch verzweifelt, hinterher, dass ich alles fotografieren könne, nur sie nicht, aber dazu ist uns derweil die Lust vergangen. „Möglicherweise der letzte Sprössling einer alten Adelsfamilie“, raunt mir meine Frau zu. Ich nicke, ihr beipflichtend.

Wie kann man es in Worte fassen? Ein ausgedehnter, 20 Hektar großer Kurpark mit einer stattlichen Anzahl an Bäumen, die uralt zu sein scheinen,

obwohl erst vor 160 Jahren angelegt, trotzdem wirken die Bäume so, als würden sie bereits 300 Jahre und mehr hier stehen, so groß und üppig sind sie gewachsen. Es ist eine der schönsten Gartenlandschaften Österreichs, ein ‚grüner Salon‘ auf vulkanischem Boden im pannonischen Klima,

heißt es in dem Reiseführer „Heilige Quellen Steiermark und Kärnten“ (Hirsch & Ruzicka, 2016, S. 47). Davon merken wir allerdings um diese Jahreszeit und noch dazu im Lockdown überhaupt nichts; die Laubbäume sind kahl und strecken ihre dünnen Äste wie abgestorben in die Höhe, im Kurpark ist keine Menschenseele unterwegs (Abb. 7), und das trübe, nasskalte Novemberwetter trägt das Seinige dazu bei, uns frösteln zu lassen.

Hin und wieder erblickt man vereinzelt stehende Villen aus vergangenen Epochen, und um den Hauptplatz herum ebenfalls alte Bauten, große Hotels aus der Gründer- und Biedermeierzeit (Abb. 8) – und alles geschlossen, kaum jemand unterwegs, alles sehr unwirklich. Ein unglaublicher Kontrast zu den „vor allem seit Beginn der 1980er Jahre“ in Zeitungen und Zeitschriften unternommenen Bemühungen, „den diskreten Charme der biedermeierlichen oder gründerzeitlichen Bäderarchitektur“ zu entdecken und sich darum zu bemühen, den „Lesern die gemütvollen wie die mondänen Aspekte des Badelebens in der ‚guten alten Zeit‘ nahezubringen“ (Mikoletzky, 1991, S. 393).



Abb. 7: Kurpark Bad Gleichenberg (Foto: Bernd Rieken, 26.11.2020).



Abb. 8: Villa Albrecht – ehemals Hotel, heute Wohnungen – am Hauptplatz von Bad Gleichenberg (Foto: Bernd Rieken, 26.11.2020).

Irgendwann indes melden sich gewisse Bedürfnisse. Das neue Kurhaus am Rande des Parks hat glücklicherweise geöffnet, weil dort Ärzte ordinieren. Und es gibt ein WC, dazu bestens beheizt, eine doppelte Wohltat. Nachdem wir uns erleichtert haben, nehmen wir vor dem Kurhaus einen Imbiss ein, den wir natürlich selbst mitgebracht haben – im Ortszentrum gibt es nicht einmal einen „Billa“ – und marschieren, bevor uns wieder kalt wird, schnurstracks zum Bahnhof. Der Zug steht zwar bereits da, aber wir können noch nicht hinein, weil der Lokführer, im Behördendeutsch „Triebfahrzeugführer,“ unauffindbar ist. Also bibbern wir in der Kälte, doch einige Minuten vor Abfahrt erlöst er uns, und wir können einsteigen. Es ist der letzte Zug für heute, es ist kurz nach 16 Uhr, und es dämmt bereits. Außer uns fährt niemand mit.

In Feldbach angekommen, wählen wir diesmal die Route über Graz und den Semmering, um bis Wiener Neustadt den Railjet zu benutzen. Dieser hat nämlich etwas ganz Verheißungsvolles an sich, etwas, das wir, als wir uns für mehrere Stunden in Bad Gleichenberg aufgehalten haben, dort bei nasskaltem Winterwetter nirgendwo einkehren konnten und obendrein ordentlich froren, überaus zu schätzen wissen: einen geöffneten Speisewagen – und das trotz allgemeinen Lockdowns mit seinen durchgängig geschlossenen Gaststätten! Wie war das mit dem Witz? „In Österreich ist alles erlaubt, was verboten ist!“ Das Personal serviert uns weder ein Wiener Schnitzel noch einen Schweinsbraten (mit österreichischem Fugen-s!), sondern einen köstlichen böhmischen Rindsbraten mit Serviettenknödeln und

Powidl-Sauce nebst einem böhmischen Bier, denn es handelt sich um einen tschechischen Railjet, der zwischen Graz und Brunn pendelt. Das Mahl nehmen wir am Platz und nicht im Speisewagen ein, und das logischerweise während des Essens ganz ohne Maskenpflicht, aber das wäre auch überflüssig, denn der Zug ist fast leer, was in Anbetracht des strengen Lockdowns in beiden Ländern kaum verwunderlich ist. Von den wenigen Fahrgästen würden, wie uns der Kellner mitteilt, „höchstens zwei oder drei Personen“ tatsächlich bis Brunn fahren, das von Wien immerhin 130 Kilometer entfernt ist und ohne weiteren Zwischenhalt erreicht wird – ein Geisterzug und genauso unwirklich wie die gesamte Fahrt nach Bad Gleichenberg, die uns recht eigentlich in eine melancholische Stimmung versetzt hat.

Melancholie deutet auf die Bindung an etwas Vergangenes und Verlorenes hin, auf etwas, das nicht mehr so ist, wie es einmal war, oder gar nicht mehr ist (s. Kap. 3). Damit auch auf eine gewisse Leere, hier durchaus wörtlich zu verstehen: leere Züge, leere Bahnhöfe, leerer Kurpark, dazu stillgelegte Eisenbahnen, nie verwirklichte Bahnprojekte sowie dem Verfall preisgegebene Belle Époque-Bauten – und bis fast zum rettenden Ende im böhmischen Speisewagen auch noch ein leerer Magen! Was ich damit sagen will: Gegen die Melancholie hilft Humor, er macht das Festgefahren-Melancholische etwas flüssiger, denn das lateinische „umor“ oder „hūmor“ bedeutet laut dem „Neuen Georges“ „jede Art Flüssigkeit, Feuchtigkeit, das Nass“ (Georges, 2013, Sp. 4875).

2 *Franz Weinzettls Roman „Abseits, auf den Gleisen“*

Der steirische Dichter und Psychotherapeut Franz Weinzettl (*1955), dem Kilys Literaturlexikon einen Eintrag widmet (Kucher, 2011), ist in Feldbach geboren und hat in Bad Gleichenberg die Volks- und Hauptschule besucht. Der Bahnstrecke hat er einen ganzen Roman von 274 Seiten gewidmet (Weinzettl, 2008), einen Bericht in Form eines Tagebuches. Der Protagonist erzählt von seinen häufigen Bahnfahrten und den Eindrücken, die diese in ihm hervorrufen bzw. zurücklassen. Es sind präzise Beobachtungen der Natur, der Menschen und von allem, was er sieht und wahrnimmt, dabei eine melancholische Grundstimmung ausstrahlend. Sie ist unter anderem dem Umstand geschuldet, dass die Züge, mit denen er fährt, zumeist fast oder ganz leer sind und sich der Schatten einer bevorstehenden Stilllegung wie eine dunkle Wolke darüberlegt: „Melancholie wie von allem, das es gerade noch gab“ (ebd., S. 7). An einer anderen Stelle im Roman fragt er sich, ob „die Bahnstrecke mit dem nicht selten völlig leeren Zug und den wie längst für immer verlassenen Warteorten nicht ständig eine Melancholie [abgab] wie Blumen ihren Duft?“ (ebd., S. 73).

Wieso sondert die Bahnstrecke eine Melancholie ab „wie Blumen ihren Duft“? Wahrscheinlich, weil der Wohlgeruch etwas Betörendes an sich hat, die Pflanzen indes vergänglich sind, demnach das eine mit dem anderen erkaufte ist, das Schöne, Bestrickende und Verzaubernde mit der Endlichkeit, Endgültigkeit und Unwiederbringlichkeit des Daseins. In nuancierter Form machen das in der Bildenden Kunst

die Stillleben vergangener Jahrhunderte deutlich, denn oftmals zeigen sie, neben Totenschädeln und Sanduhren, überreife Früchte sowie Blumen, die dem Verwelken nahe sind und als typische Symbole der Vanitas, der Vergänglichkeit, dienen (vgl. Schneider, 1989).

Andererseits heißt es bei Weinzettl, melancholische Orte und Dinge, die „gerade noch“ vorhanden seien, „strahlten eine besondere Wärme für ihn aus“ (Weinzettl, 2008, S. 7). Das wird sich auf das Hier und Jetzt beziehen, auf eine Geborgenheit im Noch-Vorhandenen, dessen tatsächliches Vorhandensein besonders intensiv erlebt wird, um es angesichts des baldigen Endes noch einmal zur Gänze auszukosten.

Die Melancholie des Bahnfahrens auf der dem „Untergang“ geweihten Strecke ruft im Erzähler indes einen inneren Konflikt hervor:

Mittlerweile war es sein Zug, zumindest am Wochenende. So sehr es ihn freute, der einzige Fahrgast zu sein, empfand er manchmal aber auch beinahe ein Schuldgefühl, oder jedenfalls Verlegenheit, den Zug als einziger zu beanspruchen, ja sogar den ermäßigten Tarif zu nutzen. Er hätte wenigstens den Vollpreis bezahlen sollen. Selbst ein Trinkgeld zu geben wäre ihm nicht übertrieben erschienen (ebd.).

Und an anderer Stelle heißt es:

Einmal, als er den Zug fotografierte, hatte er ein Schamgefühl, als hätte er eben einen Verkrüppelten oder geistig Anormalen fotografiert, als wäre es dem Zug gegenüber etwas Kränkendes und Beleidigendes gewesen, ein Mißbrauch (auch dem Triebfahrzeugführer und den wenigen Insassen gegenüber) (ebd., S. 73).

Auf einer pragmatischen Ebene könnte man dem entgegen, es liege in der Verantwortung des Eigentümers, der Steiermärkischen Landesbahnen / Steiermarkbahn, defizitäre Bahnstrecken mit nur wenigen oder gar keinen Fahrgästen weiterhin zu betreiben oder aufzulassen. Doch haben Schriftsteller oftmals ein sensibles Gespür dafür, was sich unter der Oberfläche abspielt, und das ist in dem Fall unter anderem eine mögliche Diskrepanz zwischen Beobachter und Beobachtetem beim Betrachten des Vergänglichen und „noch“ Vorhandenen.

Ähnliches ist mir anhand schriftlicher Reaktionen auf einen Artikel deutlich geworden, den ich für die „Kleine Zeitung“ – das bedeutendste täglich erscheinende Blatt für Kärnten und die Steiermark – im Februar 2021 verfasst habe (Rieken, 2021a). Dort habe ich ebenfalls von der Bahnfahrt nach Bad

Gleichenberg berichtet und meine Eindrücke skizziert, auch was die melancholische Stimmung in dem Kurort angeht, das Ganze indes wesentlich knapper gehalten.²

So lautet ein Kommentar in der Online-Ausgabe der Zeitung:

Man stellt sich schon die Frage, was dieser schräge Artikel dem Leser vermitteln soll? Sich während des Lockdowns (!) von Baden nach Bad Gleichenberg zu begeben, und dann am Kurort fast nur negative Aspekte aufzuzählen, verwundert mich schon! Wie belebt wird der (laut Aussage) ‚gottverlassene‘ Kurpark während des Lockdowns schon sein? Wenn zudem ‚trübes, nasskaltes Novemberwetter‘ vorherrschte, und der Ort ohne Kurgäste, Schüler und Studenten de facto seine ‚Kundschaft‘ verloren hat?

Dass man zudem im Ort bei (behördlich verordneter) geschlossener Gastronomie & Hotellerie während ‚nasskaltem Winterwetter‘ nirgendwo einkehren konnte und obendrein ordentlich friert ist derzeit wohl in jeder Stadt gleich!

Wenn der Reisebericht rein die vom Lockdown verursachte ‚merkwürdige, melancholische Stimmung‘ im gesamten Bundesgebiet beschreiben soll, stellt sich mir trotzdem die Frage, warum hier während dieser für jeden Bürger anspruchsvollen Zeit ein haltloses Bashing auf den Kurort betrieben wird? Es mag nicht alles perfekt in Bad Gleichenberg sein, jedoch hat sich das Zentrum in den letzten Jahren sehr zum Positiven geändert, und wird von der Bevölkerung (außerhalb von Lockdown-Zeiten) wieder stark frequentiert und belebt! (ebd., Online-Ausgabe, Kommentar Leser_10).

Der Kommentator meint, es wären in dem Beitrag „fast nur negative Aspekte“ aufgezählt worden, wodurch „ein haltloses Bashing auf den Kurort betrieben“ worden wäre und es sich demzufolge, insgesamt betrachtet, um einen „schräge[n] Artikel“ handeln würde. „Schräg“ bedeutet wörtlich, von einer senkrechten oder waagrechten Linie abzuweichen, und im übertragenen Sinn, sich von der Norm, vom Üblichen oder Erwarteten zu entfernen (s. Duden, Bd. 6, 1994, S. 2990). Die Perspektive des

² Die diesbezüglichen Textpassagen lauten im Artikel der „Kleinen Zeitung“ folgendermaßen:

„Nun kommt auch der langsamste Zug irgendwann an seinem Ziel an: Um die Mittagszeit erreichen wir Feldbach, wo in stolzer Pracht und in den Landesfarben der Steiermark rot-weiß-grün angefärbelt ein kurzer Triebwagen-Veteran aus den Anfangsjahren der Bahn von 1931 bereitsteht. Der Zug ist schütter besetzt, außer uns sind nämlich nur ein weiterer Eisenbahnfreund sowie eine „richtige“ Reisende mit Koffer unterwegs. Die Fahrt geht gemächlich dahin und schlängelt sich mit maximal 40 km/h durchs steirische Hügelland, sodass der Zug für die 21 km laut Fahrplan 39 Minuten benötigt. Und endlich, nach genau viereinhalb Stunden Fahrzeit ab Baden – und von dort 150 Kilometer entfernt –, ist der Endpunkt Bad Gleichenberg erreicht.

Wie kann man es in Worte fassen? Ein riesenhafter, aber gottverlassener Kurpark, uralte Bäume, Menschenleere, trübes, nasskaltes Novemberwetter, hin und wieder vereinzelt stehende alte Villen aus dem Biedermeier, und um den Hauptplatz herum ebenfalls bejahrte Bauten, große Hotels aus der Gründerzeit – und ausnahmslos geschlossen, kaum jemand unterwegs, alles sehr unwirklich.

Irgendwann melden sich trotzdem gewisse Bedürfnisse. Das neue Kurhaus ...“ (Rieken, 2021a, S. 24).

Kommentators ist demnach eine ganz andere als die von mir intendierte, da es mir natürlich vollkommen klar war und ist, dass trübes Novemberwetter und Lockdowns irgendwann vorbei sein werden, weswegen es mir um die Skizzierung eines momentanen und nicht eines bleibenden Zustandes – in gewissermaßen essentialistischer Absicht – gegangen ist, ganz abgesehen davon, dass ich persönlich traditionelle Kurorte mit Bauten aus der Belle Époque oder davor für sehr lebenswert halte.

Offenkundig aber stehen emische und etische Sicht einander gegenüber, das heißt die Betrachtungsweise aus der eigenen Kultur heraus gegenüber jener von außen (vgl. Bertels u.a., 2004, S. 43). In emischer Perspektive kommt das Leiden an den bedrückenden Verhältnissen des strengen Corona-Lockdowns zum Ausdruck sowie ein Unbehagen an der Vorstellung, der eigene Heimatort könnte von außen betrachtet – und gewissermaßen von oben herab – als rückständig und nicht mehr zeitgemäß angesehen werden. Das ist zwar ein Schuh, den ich mir niemals anziehen würde, zumal ich selber mit Wohlbehagen in einem Kurort lebe, der mit seinen vielen alten Villen und den Prachtbauten der Jahrhundertwende wie aus der Zeit gefallen erscheint und im bereits konservativen Niederösterreich – das seit 1945 durchgehend von der ÖVP dominiert wird – als besonders konservativ gilt. Doch gibt mir die Sichtweise des Kommentators auf der anderen Seite zu denken, denn sie bestätigt die Auffassung Weinzettls, der vom „Schuldgefühl“ oder „jedenfalls [der] Verlegenheit“ spricht, „den Zug als einziger zu beanspruchen“ (Weinzettl, 2008, S. 7). Denn beide Male geht es darum, eine Besonderheit, ein selten erlebtes Allein-Sein zu genießen, unter dem – allerdings nicht weswegen – andere Menschen oder Institutionen unter Umständen leiden, in dem Fall einerseits die Steiermärkischen Landesbahnen, die ein Defizit erwirtschaften, und andererseits Einwohner Bad Gleichenbergs, welche Ausgangssperren, Einschränkungen und Einnahmeverluste erdulden müssen.

3 *Das Erhabene, der Konflikt und die Melancholie*

Dennoch ist eine eindeutige „Täter“-„Opfer“-Zuschreibung zu einfach – und damit gelangen wir allmählich zu einer allgemeineren Perspektive. Einerseits leidet jeder – auch der Verfasser dieser Zeilen – unter den Einschränkungen diverser Lockdowns, andererseits ist aus der Katastrophenforschung wohl bekannt, dass Desaster nicht nur Entsetzen hervorrufen, sondern auch eine gewisse Lust (vgl. z.B. Dombrowsky, 2001; Horn, 2014; Ueding, 2001). Susan Sontag hat in einem viel beachteten Beitrag aus dem Jahre 1965 auf eine, wie sie meint, charakteristische Diskrepanz hingewiesen, welche die Gegenwart präge, nämlich zwei gleichermaßen furchterregende Extreme: „unremitting banality and inconceivable terror“ (Sontag, 1965, S. 42). Ersteres ist dem trüben Einerlei des grauen Alltags mit seinen Routinen und Wiederholungen geschuldet, Letzteres den Bedrohungen jener Zeit, etwa atomaren Gefahren, die sich in den Sciencefiction-Filmen der 1950er und 1960er Jahre widerspiegeln würden und die Sontag in ihrem Beitrag analysiert. Dabei falle „aesthetic enjoyment of suffering and disaster“ auf (ebd., S. 45), eine Katastrophen-Lust, die einerseits einen Kontrast zum trüben Alltag bilde und uns

andererseits an den Schrecken gewöhnen lasse: „In the one case, fantasy beautifies the world. In the other, it neutralizes it“ (ebd., S. 42).

Die Lust an der Katastrophe ist daher ein Gegengewicht zu den Zwängen der Industriegesellschaft, in der wir wie Rädchen im Getriebe funktionieren müssen, damit wir unseren hohen Lebensstandard aufrechterhalten. Da dieser nicht allein Lebensqualität ermöglicht, sondern oft auch als eine Belastung erlebt wird, ist mitunter ein Ventil notwendig, um sich Luft zu verschaffen. Wir sind in den Minutentakt der mechanisierten Welt eingespannt, weswegen Katastrophen – aber auch die Corona-Pandemie – Atempausen ähneln, in denen eine momentane Stille eintritt und durch die wir uns gegenüber der Alltagswelt *erhaben* fühlen können.

Das *Erhabene*, auf das bereits Friedrich Schiller seine Aufmerksamkeit gelenkt hat (Schiller, 1981b; vgl. Schiller, 1981a, S. 344), ist ein Begriff, der in der Philosophiegeschichte eine lange Tradition hat (vgl. Homann & Müller, 1972). Er leitet sich aus dem griechischen Substantiv „hypsos“ ab, das „Höhe“ oder „Gipfel“ bedeutet und mit ausgeprägten *Erlebnis*-Qualitäten verknüpft ist: „*Erhaben* ist z.B. der Anblick eines tosenden Meeres, insofern ich mich als Lebewesen hier (potenziell) gefährdet fühle, ich mich aber zugleich auf eine zunächst rätselhafte Weise gleichsam ‚über‘ diesem Anblick und dieser Gefahr stehend fühle“ (Galland-Szymkowiak, 2010, S. 571). Dabei werde vor allem ein *Widerspruch* erlebt, weil „der Anblick [...] zugleich angenehm *und* unangenehm [ist], ich fühle mich sowohl passiv als auch aktiv“ (ebd.). Ferner gehe „es um das Wesen des Menschen, es handelt sich nicht um einen akzidentiellen oder nebensächlichen, ja aufhebbaren Widerspruch, sondern um einen essentiellen (und existentiellen), der den ganzen Menschen betrifft“ (ebd.).

Diese Zitate aus Hans Jörg Sandkühlers ausgezeichneten – weil zugleich allgemeinverständlicher und tiefeschürfender – „Enzyklopädie Philosophie“ fügen sich sehr gut in das zuvor Skizzierte ein: Das *Erhabene* zeigt sich, wenn Weinzettls Protagonist Freude darüber empfindet, der einzige Fahrgast zu sein oder wir in fast leeren Zügen von Baden nach Bad Gleichenberg fahren und dort fast mutterseelenallein durch Ort und Kurpark spazieren. Gleichzeitig ist eine *Gefahr* vorhanden, im Roman die drohende Streckenstilllegung und bei uns neben selbiger die Möglichkeit, mit dem Corona-Virus angesteckt zu werden (bei den wenigen Personen, denen wir begegnet sind, ist sie zwar gering, aber nicht so gering, als wären wir daheim geblieben).

Darüber hinaus wird auf einen *Widerspruch* hingewiesen, da Angenehmes und Unangenehmes *gleichmaßen* vorhanden sind: bei Weinzettl neben der Freude ein Schuldgefühl oder eine Verlegenheit, bei uns, neben dem Privileg, in leeren Zügen zu fahren, die stets mitschwingenden Gedanken über die Folgen der Corona-Pandemie: in Österreich fast 15.000 Tote (Stand: 12.02.2022), die finanziellen Sorgen der Lohnabhängigen und kleinen Händler bzw. das ungleiche Betroffen-Sein privilegierter und nicht-privilegierter sozialer Schichten, das Post-COVID-Syndrom als mögliche Langzeitfolge, Tendenzen hin zu einer Radikalisierung in bestimmten Kreisen der Gesellschaft, die Vermehrung der Staatsschulden etc.

Ferner wird in der „Enzyklopädie Philosophie“ erwähnt, „sowohl passiv als auch aktiv“ zu sein: Die Aktivität zeigt sich, schlicht und einfach, hie wie da in dem Umstand, in den Zug zu steigen, während das passive Element im Ausgeliefert-Sein an jene besteht, welche die Strecke stilllegen können, bzw. an das allgegenwärtige Virus.

Abschließend heißt es, die Widersprüchlichkeit des Erhabenen skizziere nicht etwas Akzidentiell, sondern etwas Essentielles und Existentielles, sie betreffe den ganzen Menschen – vorsichtiger formuliert: zumindest den modernen Menschen der westlichen Welt. Das lässt sich psychodynamisch gut untermauern. Weinzettl verbindet seine Fahrten mit der Lokalbahn immer wieder mit einer melancholischen Grundstimmung, wenn er sich etwa fragt, ob „die Bahnstrecke mit dem nicht selten völlig leeren Zug und den wie längst für immer verlassenen Warteorten nicht ständig eine Melancholie“ abgebe „wie Blumen ihren Duft?“ (Weinzettl, 2008, S. 73). Das hat mit der bereits erwähnten Widersprüchlichkeit des Erhabenen zu tun, sein Anblick „ist zugleich angenehm und unangenehm“ (Galland-Szymkowiak, 2010, S. 571). Demnach handelt es sich dabei um einen Konflikt, und Konflikte sind *das* Kernelement der klassischen psychodynamischen Theorien: „Die Psychoanalyse betrachtet den Menschen als Konfliktwesen, dessen Leben geprägt ist durch die immer wieder neu sich aufwerfenden Gegensätzlichkeiten von Bedürfnissen, personalen und sozialen Lebensbedingungen und Normen“ (Schüßler, 2008, S. 400).

Ein anschauliches Beispiel für das Konflikthafte im Kontext der Corona-Pandemie macht ein Artikel aus der Feder Martin M. Lintners, eines Moraltheologen an der Hochschule Brixen sowie Mitgliedes des Serviten-Ordens, über den ersten Lockdown deutlich:

Es war ruhig, gespenstig ruhig. Ich schaute aus dem Gangfenster unseres Klosters in der Innsbrucker Innenstadt. Vom tiefblauen, wolkenlosen Himmel schien die Frühlingssonne wärmend auf die stille Straße, sie wirkte wie ausgestorben. Normalerweise war sie um diese Uhrzeit bereits belebt mit Fußgängern, Autos, Bussen, Straßenbahnen. Ich ging zurück in mein Zimmer und atmete erst mal tief durch. Wie wohl viele andere wusste ich an diesem Morgen im März, als der erste Lockdown ausgerufen worden war, nicht so recht, wie mir geschah. Hektische Wochen mit einem dichtgefüllten Terminkalender lagen hinter mir. Mit gemischten Gefühlen dachte ich an die Veranstaltungen in der nächsten Zeit, die jetzt der Reihe nach ausfallen würden. Irgendwie war ich aber auch froh, dass es jetzt erst mal etwas ruhiger werden wird. Zeit zum Nach- und Aufarbeiten. Nachdem ich eine Weile vor mich hin sinniert hatte, begann ich, mein Zimmer aufzuräumen (Lintner, 2020).

Laut dem Autor ist es am ersten Tag des ersten Lockdowns im März 2020 „gespenstig ruhig“ gewesen. „Gespenstig“ oder „gespenstisch“ bedeutet laut dem „Duden“ „unheimlich, düster, drohend, furchterregend“ (Duden, Bd. 3, 1993, S. 1316). Das kontrastiert zunächst zur Frühlingssonne, die vom tiefblauen Himmel auf die Innsbrucker Innenstadt hinunterscheint, doch wird dann sehr bald klar, dass die „stille Straße [...] wie ausgestorben“ wirkt, weswegen der Autor „nicht so recht [wusste], wie mir

geschah“. Das Konflikthafte bzw. Gegensätzliche zeigt sich demnach in der Spannung zwischen dem erwachenden Leben – symbolisiert durch den Frühling – und der „wie ausgestorben“, das heißt wie tot erscheinenden Straße, worin sich das Unheimliche und Furchterregende ebenfalls einfügt. „Unheimlich“ ist nach Freud nämlich das Vertraute in veränderter und zugleich bedrohlicher Gestalt (Freud, 1919h/1986), und vertraut dürfte dem Autor die ruhige Innsbrucker Innenstadt durchaus sein, etwa in aller Herrgottsfrühe, aber nicht zu einer Zeit, da der Berufsverkehr bereits erwacht ist – hier stimmt etwas nicht.

Die Ambivalenz setzt sich im weiteren Verlauf der Schilderung fort, denn neben die Erinnerung an den „dichtgefüllten Terminkalender“ der vergangenen Wochen gesellen sich „gemischte Gefühle“ in Bezug auf das unweigerliche Entfallen kommender Veranstaltungen. Und dennoch ist der Autor froh darüber, „dass es jetzt erst mal etwas ruhiger werden wird“. All das zeugt von Zwiespältigkeit, die wahrscheinlich durch Gedanken an jene, welche in besonderer Weise unter der Pandemie leiden, verstärkt werden dürfte, etwa Menschen, welche ihre Arbeit verloren haben, oder sozial benachteiligte Familien, die in engen Großstadtwohnungen leben; ganz abgesehen von der Vielzahl an Todesopfern – was gewiss im Gegensatz zur frohgemuten Haltung des Autors steht.

In diese Überlegungen fügt sich eine Untersuchung des Psychologen Stephan Grünewald ein, der gemeinsam mit anderen Autoren eine qualitative „Grundlagenstudie zum Stimmungs- und Zukunftsbild in Deutschland“ angefertigt hat (Grünewald u.a., 2021). Im Interview mit einer Redakteurin des Deutschen Hochschulverbandes antwortet er auf die Frage, was die Corona-Pandemie mit den Menschen in Deutschland gemacht habe, Folgendes:

Die Lockdown-Phasen hatten eine sehr stark entschleunigende Qualität, weil die von außen anbrandende Welt jetzt wirklich durch die eigenen vier Wände gebannt wurde. Man kann diesen Zustand ganz allgemein so beschreiben wie einen ‚kollektiven Vorruhestand‘, in den wir alle geraten sind. Für einige waren die Lockdowns eine existenzielle Zumutung, weil sie auf engstem Raum mit anderen Familienmitgliedern zusammen sein mussten, weil bestimmte strukturierende Elemente wie Schule wegbrachen, weil man sich mit der Situation überfordert fühlte et cetera. Wir haben aber in unseren Studien festgestellt, dass die Lockdowns für die anderen, das sind geschätzt ca. ein Drittel der Menschen in Deutschland, die schönste Zeit in ihrem Leben war: Man konnte sich auf das Wesentliche konzentrieren, die ‚buckelige‘ Verwandtschaft musste draußen bleiben, es gab Zeit, um die Schränke aufzuräumen, man konnte mit Hingabe kochen und die Familie rückte wieder näher zusammen. Der große Kreis des Lebens, der uns zu sehr beschäftigte, schrumpfte auf ein begehbares Maß zusammen. Die Reise-weltmeister wurden zu Wanderweltmeistern. Diese Gruppe hat das Leben im Lockdown als sehr beglückend empfunden, weil auch der Neid auf das Leben der anderen wegfiel, weil alle das gleiche ‚egalisierte‘ Leben führten. Das Drittel, das haben wir festgestellt, hoffte insgeheim, dass die Zahlen hoch blieben, damit der Lockdown verlängert würde, und jetzt

beobachten wir bei dieser Gruppe fast so etwas wie eine ‚Lockdown‘-Nostalgie: ‚Ach, wie war das doch schön, als es so ruhig war.‘ Die größere Gruppe der Menschen konnte zwar teils die Vorteile der Zurückgezogenheit genießen, sie wollten aber wieder zurück in den großen Kreis des Lebens (Invernizzi, 2021).

Während laut dem Autor die Mehrzahl der Teilnehmer den Corona-bedingten Rückzug zwar genossen habe, aber doch froh darüber gewesen sei, wieder ins normale Leben zurückzukehren, habe ein Drittel der Studienteilnehmer den Lockdown als „die schönste Zeit in ihrem Leben“ empfunden. Wenn diese Gruppe insgeheim gehofft hat, „dass die Zahlen hoch blieben, damit der Lockdown verlängert würde“, wird das unweigerlich innere Konflikte, teils bewusst, teils unbewusst, hervorgerufen haben.

Die Erleichterung über den Lockdown und die Zeit der Stille dürfte zum einen dem „Tempo-Virus“ (Borsched, 2004) geschuldet sein, das heißt dem Umstand, in einer extrem beschleunigten Welt zu leben, in der wir in den Sekundentakt des Funktionieren-Müssens eingezwängt sind, und zum anderen dem Konflikt, Teil einer Gesellschaft zu sein, die einen unglaublichen Ressourcenverbrauch bzw. einen viel zu hohen ökologischen Fußabdruck aufweist. Manche werden sich, als die Flugzeuge nicht mehr in den Himmel stiegen, nämlich gefragt haben, ob es wirklich notwendig ist, für wenig Geld mit einer ihre Mitarbeiter ausbeutenden Billigfluglinie ein Wochenende in einer mehrere tausend Kilometer entfernten Stadt zu verbringen, und ob es wirklich verantwortlich ist, im Angesicht des anthropogenen Klimawandels so rücksichtslos mit der Umwelt umzugehen wie bisher und nachfolgenden Generationen möglicherweise eine Welt zu hinterlassen, in der das Leben nicht mehr lebenswert ist. – Zumindest sind das Überlegungen, die in den Qualitätsmedien während der diversen Lockdowns immer wieder angestellt wurden.

Konflikte können, wenn sie unser Inneres zu dominieren beginnen, Energie rauben und uns unter Umständen lähmen. Wenn wir von etwas nicht lassen können, das uns nicht guttut, erlahmen oder verlangsamen sich möglicherweise die Kräfte, und es kann sein, dass wir melancholisch werden. Freud exemplifiziert das anhand seiner Unterscheidung zwischen Trauer und Melancholie: Während im „gesunden“ Trauerprozess allmählich die Liebe von einer verlorenen Person abgezogen werde und man sich wieder der Realität zuwenden könne, klammere man sich in der „Melancholie“ ans Verlorene und ziehe sich auf sich selbst zurück (Freud, 1917e/1991). Ähnlich sieht das Alfred Adler, von Melancholie seien jene befallen, welche von klein auf ihre Hoffnungen auf die Unterstützung anderer Menschen setzten. „Der Hauptfrage ihres eigenen Lebens aber, dem Fortschreiten, der Entwicklung oder auch nur dem Festhalten ihres eigenen Wirkungskreises weichen sie bei auftauchenden Schwierigkeiten aus oder nähern sich ihnen nur zögernd“ (Adler 1914d/2010, S. 128) – demnach auch hier ein klassischer Konflikt.

Freud und Adler stehen damit allerdings in einer nicht-bewussten Struktur von langer Dauer, die mit der christlichen Sündenlehre des Mittelalters beginnt und – *horribile dictu!* – Einfluss auf die Gründerväter der Tiefenpsychologie ausübt –, und zwar in Gestalt des Schuldgefühls hervorrufenden *Konflikts*

als zentralen Elements ihrer Theorien (Rieken, 2020), zählte doch im Mittelalter die Melancholie („Acedia“) zu den sieben Todsünden. In der Antike hingegen und auch in der neuzeitlichen Medizin repräsentierte der Melancholiker eines der vier Temperamente, zu denen neben ihm der Sanguiniker, Choleriker und Phlegmatiker zählen. Mit anderen Worten: Die Melancholie ist nicht von vornherein der Psychopathologie verdächtig. Das sieht auch der Kulturhistoriker Hartmut Böhme so:

Freud spricht als Therapeut; darum wertet er die Trauer hoch und erklärt die Melancholie zur neurotischen Reaktion, der ärztlich abzuhelpen sei. Diese Medizinierung der Melancholie aber vergisst, dass es Weltzustände und existentielle Situationen gibt, in denen die Melancholie eine angemessene Haltung darstellt (Böhme, 1988, S. 266).

Aus dieser Perspektive kann es eine durchaus gesunde Reaktion sein, angesichts des menschlichen Leides zeitweilig zu verzweifeln, und es dürfte sogar erlaubt sein, zum Melancholiker zu werden, wenn man in spezifischer Weise unter den gesellschaftlichen oder persönlichen Umständen leidet. Wie soll beispielsweise jemand, der früh seine Eltern verloren hat, einen ausschließlich „gesunden“ Trauerprozess durchmachen? Ein derartiger Schicksalsschlag hinterlässt im besten Fall Narben, die sich immer wieder öffnen können, sodass bereits viel gewonnen ist, wenn man zu akzeptieren vermag, dass es Konstellationen gibt, die man allenfalls aushalten oder ertragen kann.

Was man von der Tiefenpsychologie lernen kann, ist, die Konflikthaftigkeit menschlichen Daseins zu akzeptieren, doch sollten wir besser dann die Finger von psychodynamischen Theorien lassen bzw. sie mit einer gehörigen Portion an Skepsis betrachten, wenn sie danach trachten, die tragischen, weil in sich widersprüchlichen Dimensionen der menschlichen Existenz in einer Weise zu pathologisieren, dass daraus ein Nichts-anderes-als-Reduktionismus wird. Das gilt für die melancholische Grundstimmung des Protagonisten in Weinzettls Roman genauso wie für unsere Bahnfahrt von Baden nach Bad Gleichenberg.

Und wenn man das Ganze etwas erträglicher gestalten möchte, dann sei das empfohlen, worauf bereits am Ende des ersten Kapitels hingewiesen wurde, nämlich die Dinge und sich selbst aus einer distanzierteren Perspektive mit einer Prise Humor zu betrachten.

Literatur

- Aichhorn-Kreuzberger, Stefan (2018). *Nebenbahnen als Faktor in der Regionalentwicklung am Beispiel der Steiermärkischen Landesbahnen*. Graz, Univ., Dipl.-Arb. [Institut für Geographie und Raumforschung]. Verfügbar unter <https://unipub.uni-graz.at/obvugrhs/download/pdf/2945888?originalFilename=true> [24.01.2022]
- Adler, Alfred (1914d/2010). Melancholie und Paranoia. Individualpsychologische Ergebnisse aus den Untersuchungen der Psychosen. In *Persönlichkeitstheorie, Psychopathologie, Psychotherapie (1913–1937)*. Alfred Adler Studienausgabe, Bd. 3 (S. 126–142). Hrsg. von Gisela Eife. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- ARGE Zeitsprünge (2013). „Frühlingssturm“. Ein Führerhauptquartier in Niederösterreich. Mönichkirchen, 12. bis 25. April 1941. Berndorf: Kral.
- Bertels, Ursula; Eylert, Sabine; Lütkes, Christiana & de Vries, Sandra (2004). *Ethnologie in der Schule. Eine Studie zur Vermittlung Interkultureller Kompetenz*. Münster, New York: Waxmann (Praxis Ethnologie, Bd. 1).
- Böhme, Hartmut (1988). *Natur und Subjekt*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Borsched, Peter (2004). *Das Tempo-Virus. Eine Kulturgeschichte der Beschleunigung*. Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Bundesdenkmalamt (2003). *DEHIO-HANDBUCH NIEDERÖSTERREICH südlich der Donau, Teil 1 · A bis L*. Horn, Wien: Verlag Berger.
- Die Welt (2021). Ausreise aus Tirol jetzt nur noch mit Corona-Test erlaubt. *Die Welt*, 09.02.2021. Verfügbar unter <https://www.welt.de/politik/ausland/article226018357/Corona-Ausreise-aus-Tirol-zunaechst-nur-noch-mit-Test.html> [06.02.2022]
- Dombrowsky, Wolf R. (2001). Nach der Katastrophe: Von Opfern, Helfern, Gaffern und anderen Gut- und Schlechtmenschen. In Horst Dieter Becker, Bernd Domres & Diana von Finck (Hrsg.), *Katastrophe: Trauma oder Erneuerung?* (S. 183–217). Tübingen: Attempto.
- Drews, Jörg (2007). Feuilleton₁. In Klaus Weimar (Hrsg.), *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*, Bd. 1 (S. 582–584). Berlin: de Gruyter.
- Duden (1993–1995). *Das große Wörterbuch der deutschen Sprache in acht Bänden*. (2. Aufl.). Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich: Dudenverlag.
- Forum SCHULATLAS (2021). *Bezirk Südoststeiermark – Eisenbahnverkehr*. Verfügbar unter <https://www.schulatlas.at/bezirkskarten/5df4bd2f19c73.pdf> [08.02.2022]
- Freud, Sigmund (1917e/1991). Trauer und Melancholie. In *Gesammelte Werke*, Bd. X (S. 427–446). (8. Aufl.). Frankfurt am Main: S. Fischer.
- Freud, Sigmund (1919h/1986). Das Unheimliche. In *Gesammelte Werke*, Bd. XII (S. 227–268). (6. Aufl.). Frankfurt am Main: S. Fischer.

- Galland-Szymkowiak, Mildred (2010). Erhabene, das. In Hans Jörg Sandkühler, *Enzyklopädie Philosophie, Bd. 1* (S. 571–574). Hamburg: Felix Meiner.
- Georges, Karl Ernst (2013). *Der neue Georges. Ausführliches lateinisch-deutsches Handwörterbuch. Zweiter Band*. Hrsg. von Thomas Baier. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Glösel, Kathrin (2021). So beherrschen Hoteliers, Seilbahn-Kaiser und die ÖVP das Land Tirol. *Kontrast.at*, 11.02.2021. Verfügbar unter <https://kontrast.at/oevp-tirol-ischgl-corona-ausbruch/> [06.02.2022]
- Grünewald, Stephan; Poulakos, Ismene & Birgel, Simon (2021). *Psychologische Grundlagenstudie zum Stimmungs- und Zukunftsbild in Deutschland. Ergebnisbericht*. Verfügbar unter https://www.rheingoldnews.de/webinare/Ergebnisse%20Zukunftsstudie_final.pdf [22.02.2022]
- Hecken, Thomas (2017). Werturteile im heutigen Feuilleton der *Süddeutschen Zeitung*, der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* und der *Zeit*. In Hildegard Kernmayer & Simone Jung (Hrsg.), *Feuilleton. Schreiben an der Schnittstelle zwischen Journalismus und Literatur* (S. 287–306). Bielefeld: transcript verlag.
- Hirsch, Siegrid & Ruzicka, Wolf (2016). *Heilige Quellen. Steiermark & Kärnten*. Linz: Freya Verlag.
- Homann, Renate & Müller, Armin (1972). Erhaben, das Erhabene. In Joachim Ritter (Hrsg.), *Historisches Wörterbuch der Philosophie, Bd. 2* (Sp. 624–635). Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Invernizzi, Friederike (2021). Heimliche Sehnsucht nach dem Lockdown? Psychologie der Stille [Interview mit Stephan Grünewald]. *Deutscher Hochschulverband, Forschung und Lehre*, 28.12.2021. Verfügbar unter <https://www.forschung-und-lehre.de/zeitfragen/heimliche-sehnsucht-nach-dem-lockdown-4298> [22.02.2022]
- Horn, Eva (2014). *Zukunft als Katastrophe*. Frankfurt am Main: Fischer.
- K.K. Eisenbahnministerium in Wien (Hrsg.) (1910). *Die neuen österr. Alpenbahnen*. Wien: K.K. Eisenbahnministerium in Wien.
- Kletter, Gerhard (2006). *Der Aspangbahnhof und die Wien-Saloniki-Bahn*. Erfurt: Sutton Verlag.
- Kucher, Primus-Heinz (2011). Weinzettl, Franz. In Wilhelm Kühlmann (Hrsg.), Walther Killy (Begr.), *Killy Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturraumes, Bd. 12* (S. 235–236). (2. Aufl.). Berlin, Boston: de Gruyter.
- Lintner, Martin M. (2020). Vielleicht gibt Corona im Advent Anlass zur Besinnung. *Katholisch.de, Internetportal der katholischen Kirche in Deutschland*, 02.12.2020. Verfügbar unter <https://www.katholisch.de/artikel/27738-vielleicht-gibt-corona-im-advent-anlass-zur-besinnung> [22.02.2022]
- Lischka, Martin (2017). *Die neuen Alpenbahnen – Höhepunkt und Abschluss des österreichischen Gebirgsbahnbaus: Pyhrn-, Tauern-, Karawanken- und Wocheinerbahn in ihrer Funktion als „Zweite Eisenbahnverbindung mit Triest“*. Wien, Univ., Diss. [Historisch-Kulturwissenschaftliche Fakultät, Institut für Zeitgeschichte].

- Lorber, Lukas (2021). Der letzte Zug nach Feldbach. *Eisenbahn / Modellbahn Magazin*, 7 (Heft Nr. 649), S. 6–9.
- Mann, Thomas (1990). Frühlingssturm. In: *Gesammelte Werke in dreizehn Bänden, Bd. 11: Reden und Aufsätze 3* (S. 545). Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag.
- Mikoletzky, Juliane (1991). Zur Sozialgeschichte des österreichischen Kurorts im 19. Jahrhundert: Kurlisten und Kurtaxordnungen als sozialhistorische Quelle. *Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung* 99(3–4), 393–433.
- Museums- & Bildungsverein Pitten (2006). *125 Jahre Eisenbahn Wien–Aspang, 1881–2006*. Zusammengestellt von Josef Steindl. Pitten: Museums- & Bildungsverein Pitten.
- Püschel, Ulrich (2007). Feuilleton₂. In Klaus Weimar (Hrsg.), *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft, Bd. 1* (S. 584–587). Berlin: de Gruyter.
- Rehberger, Cornelia (2018). Grandhotel im Dornröschenschlaf. *Bote aus der Buckligen Welt*, 24.05.2018. Verfügbar unter <https://www.bote-aus-der-buckligen-welt.at/2018/05/grandhotel-im-dornroeschenschlaf/> [23.01.2022]
- Rieken, Bernd (2020). Von der mittelalterlichen Sündenlehre zur Konflikttheorie Sigmund Freuds. Über eine Struktur von langer Dauer in der europäischen Mentalitätsgeschichte. *Zeitschrift für freie psychoanalytische Forschung und Individualpsychologie* 7(1), 74–92. DOI: 10.15136/2020.7.1.74-92
- Rieken, Bernd (2021a). Der letzte Zug nach Bad Gleichenberg. REPORTAGE. Eine Bahnfahrt von Baden in den südoststeirischen Kurort: Ein Bahnliebhaber über eine Reise während des Lockdowns. *Kleine Zeitung, Südoststeiermark*, 13.02.2021, S. 24–25. Im Internet verfügbar unter dem Titel „Start der Gleichenberger Bahn. Reportage eines Bahnliebhabers über eine Reise während des Lockdowns“: https://www.kleinezeitung.at/steiermark/suedostsued/5936736/Start-der-Gleichenberger-Bahn_Reportage-eines-Bahnliebhabers-ueber [08.02.2022]
- Rieken, Bernd (2021b). Mit Gleichstrom nach Bad Gleichenberg. *Modelleisenbahner* 70(11), 42–46.
- Schiller, Friedrich (1981a). Über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen. In *Werke in drei Bänden, Bd. 2* (S. 341–351). Hrsg. von Herbert G. Göpfert. München: Hanser.
- Schiller, Friedrich (1981b). Über das Erhabene. In *Werke in drei Bänden, Bd. 2* (S. 607–618). Hrsg. von Herbert G. Göpfert. München: Hanser.
- Schneider, Norbert (1989). *Stilleben. Realität und Symbolik der Dinge*. Köln: Benedikt Taschen Verlag.
- Schüßler, Gerhard (2008). Konflikt. In Wolfgang Mertens & Bruno Waldvogel (Hrsg.), *Handbuch psychoanalytischer Grundbegriffe* (S. 400–403). (3. Aufl.). Stuttgart: Kohlhammer.
- Sontag, Susan (1965). The Imagination of Disaster. *Commentary* 40(4), 42–48. Verfügbar unter <https://www.commentary.org/articles/susan-sontag/the-imagination-of-disaster/> [12.02.2022]
- Termini, Isabel (2001). *Heimat bauen: Aspekte zu Heimat – Heimatschutz – Heimatstil – Heimatschutzarchitektur*. Wien, Univ., Dipl.-Arb.
- Trimmel, Franz (1980). *Die Wechselbahn. Episoden aus dem Leben einer 100-Jährigen*. Berndorf: Kral.

Ueding, Gert (2001). Katastrophenliteratur oder Die Lust am Untergang – auf dem Papier. In Horst Dieter Becker, Bernd Domres & Diana von Finck (Hrsg.), *Katastrophe: Trauma oder Erneuerung?* (S. 163–181). Tübingen: Attempto.

Weinzettl, Franz (2008). *Abseits, auf den Gleisen*. Wien: Edition Korrespondenzen.

Zitzenbacher, Walter (1988) (Hrsg.). *Landeschronik Steiermark: 3000 Jahre in Daten, Dokumenten und Bildern*. Wien, München: Brandstätter.

Autor

Univ.-Prof. Mag. DDr. Bernd Rieken
Sigmund-Freud-Privatuniversität Wien
Fakultät für Psychotherapiewissenschaft
Freudplatz 1
1010 Wien
Tel: +43 (0) 1 798 40 98/ 409
E-Mail: bernd.rieken@sfu.ac.at

Bernd Rieken, Leiter des Doktoratsstudiums der Psychotherapiewissenschaft, des Instituts für Katastrophenforschung und des Fachspezifikums Individualpsychologie, Privatdozent für Europäische Ethnologie (Volkskunde) an der Universität Wien, freiberuflicher Psychotherapeut und Lehranalytiker in Baden bei Wien.